

Bote des Himmels

Es war Anfang August. Die Sonne schien und füllte das endlose Blau mit ihrem heilenden Licht. Ich saß auf der Veranda und schenkte mir eine Tasse Kaffee ein, das bittere Gebräu erwärmte mich... und meine Seele. Dies war genau, was ich brauchte. In diesen Zeiten... Ich sah mich verstohlen um und bewunderte still die Berghänge. Der Boden war feucht, die Hitze fast unerträglich. Meine gedrückte Stimmung hielt sich hartnäckig den ganzen Morgen. Ein Gefühl von Unbehagen nagte an mir, täuschte meine Sinne.

Ich strebte danach, die Welt besser zu gestalten. Ich wollte der Gesellschaft helfen; ich wollte anders sein. Seit vielen Jahren durchtränkte dieses Gefühl meine Seele. Doch war es wirklich vonnöten? Ich hatte meine Mutter, meine Stifterin, den besten Lehrer, ganz nah an meiner Seite. Mein Vater war auf tragische Weise umgekommen. In einer Auseinandersetzung mit den abscheulichen Ideologen. Mit Mördern. Ich glaubte daran, dass er ehrenvoll gekämpft hatte. Für die Freiheit.

Meine Mutter betrat die Veranda.

Herz pochte laut. Was habe ich nur getan? Die Dunkelheit schien mich zu verschlingen. Wollte ich der Finsternis ausgeliefert sein, wie die anderen? Schlagartig sah ich ein - ich musste von hier weg und nie wieder zurückkehren. Nie wieder. Ich nahm eine Laterne und strömte nach draußen ins Freie. Meine Kameraden vernahmen meine stampfenden Schritte nicht. Missbilligend verzog ich meinen Mund zu einem Strich. Sie konnte nicht mehr gerettet werden, ich ließ sie zurück... in ihrer finsternen Utopie.

Meine Laterne schien sanft in der kühlen Abendluft zu schweben, verloren in nahezu greifbarer Finsternis. Ich dachte nach. Ich grübelte und grübelte. Schon immer wollte ich in Oxford studieren. Doch war mein Handeln, alles zurückzulassen, gerechtfertigt? Ich liebte meine Mutter sehr und es würde mir schwer fallen, sie zu verlassen. Derlei Gedanken gingen mir durch den Kopf. Nach Oxford zu gelangen, war jedoch fast unmöglich. Allerdings konnte mir mein Onkel, ehemaliger Professor, eine Flugkarte besorgen.

Sonderpreise der Hermannstädter Zeitung

Die Gewinner der 1. Preise bei der diesjährigen Landesphase des Schülerwettbewerbs für Deutsch als Muttersprache haben auch je ein Jahresabonnement für die Hermannstädter Zeitung als Sonderpreis erhalten. In dieser Ausgabe lesen Sie den Aufsatz des Neuntklässlers **Filip-Christian Jumugă (Samuel-von-Brukenthal-Gymnasium Hermannstadt)** zum Thema „Verfasse einen Text zu folgender Aussage. Finde eine passende Überschrift: 'Stille sagt oft mehr als tausend Worte.'“

Ein Hauch von Misstrauen ruhte in ihren pechschwarzen Augen. Ich verstand sie und versuchte sie zu trösten. Doch nichts half. Sie war still. Ihr ruhiger Anblick erinnerte mich an das Gute in dieser Welt. An den damaligen Frieden. Ich umarmte sie und schwor, nie loszulassen. Nie. Ich schaute die hölzerne Uhr an, die an der schneeweißen Wand hing. Ich musste zur Arbeit. Zum Zwang. Zum endlosen Zyklus. Mein roter, zeretzter Mantel war mit Ruß bedeckt. Sie, die Mörder, dachten anders als ich. Jeden Tag sollte schwere Körperarbeit in der Fabrik geleistet werden. So dachten sie, dass man der Gesellschaft hilft und die Umwelt besser gestaltet. Durch Gier nach greifbar Nahem. Ich wollte Arzt sein, ein Menschenretter. Doch ich hatte nicht den Mut, mich zu äußern. Ich wollte keineswegs wie mein Vater enden.

Als ich die Fabrik betrat, breitete sich Wut in meinen Blutgefäßen aus. Ich konnte es einfach nicht mehr aushalten. Die Gesichter meiner Kameraden wirkten monoton, sie arbeiteten rein mechanisch, instinktiv, ohne nachzudenken. Einfach grausam. Abscheulich. Das schäbige Zimmer, in dem ich arbeitete, roch nach rotem Phosphor und feuchtem Weichmetall. Ich streifte meinen Bart und begann den Zyklus erneut. Ich grübelte und erinnerte mich an die weisen Worte meiner geliebten Mutter: „Der Wille ist wie ein Mäander, er findet immer einen Weg.“ Schon seit Jahren bereitete ich mich auf das Medizinstudium vor. Ich beherrschte die Fächer vortrefflich. Doch was hinderte mich nur daran, meinen Weg zu gehen? Ich wollte vor Unsicherheit und Wut laut brüllen, doch nur schwache Töne kamen über meine zerplatzten Lippen. Ich keuchte. Einfach herzerreißend.

Ich blickte auf das nasse Fenster meiner Gefängniszelle und bemerkte, dass es stockdunkel war. Mein

Ich raste zu seinem imposanten Haus. Er war schon an der Tür und blieb wie angewurzelt stehen. In seinen scheinbar purpurroten Augen lag Hoffnung. Ich vertraute ihm. Er umarmte mich. Doch gab er kein Wort von sich. Sein langer Bart schimmerte im flackernden Licht meiner Laterne. Aus der Tasche seines dunkelblauen Mantels nahm er ein bräunliches kleines Blatt Papier. Eine Flugkarte? Tatsächlich! Ich erstarrte. Wieso wusste er, dass ich ihn besuchen würde? Seine Augen strahlten Licht und Wissen aus und ich fühlte, wie meine Gedanken verschwanden. Mit sanftem Griff fasste er meine Hand. Verschwörerisch, doch es war das Richtige. Der Weg zur Freiheit. Mein Herz erfor, mein ganzer Körper und meine kalte Seele. Leise betrat er das Haus. Eine Träne kullerte mir über die Wange. War all das die Wahrheit? Seine stille Haltung nagte an mir. Ich hätte ihn gern noch fest umarmt. Meinen Retter. Ich fürchtete mich, anders zu sein. Doch nun hatte ich es eingesehen. Ich war nicht verschieden, die anderen waren alle gleich. Ich fuhr zum Flughafen und dachte an meinen Onkel und an seine Geste, die sich in meine Seele eingrub. Dies ist wahre, himmlische Liebe.

Das Flugzeug stand auf dem nassen, grauen Asphalt im Mondschein - meine Rettung. Ich wunderte mich, dass niemand mich bemerkt hatte. Mein Weg war frei. Ich stieg ein und vernahm das Brummen des Motors. „Ich werde dich nie vergessen, Mutter, und dich Onkel, traumhafter Retter, werde ich für immer anheimmeln.“ Die Maschine hob lautlos ab. Nun näherte ich mich dem Mond, dem Licht, einer neuen Zukunft. Ich war frei. Einfach frei vom Zwang. Etwas flüsterte mir zu: „Der Wille ist still und unscheinbar. Und doch bezwingt er das Harte.“ Das meinte einst meine Mutter. Ich werde dich für immer tief in meinem naiven Herzen tragen, Mutter.



„Mutter mit Kind“ von Trude Vandory.



Bei der Eröffnung der Ausstellung sprachen Viorel Ștefu, Ulrich Fink und Romulus Boieru (v. l. n. r.).
Fotos: Werner FINK

Zuflucht und Hoffnungsquelle zugleich

Werke von Helene Fink und Trude Vandory im Museum der Stadt Mediasch

„**ARTA - un refugiu și izvor al speranței**“ („Die Kunst - Zuflucht und Hoffnungsquelle“) lautet der Titel der Sonderausstellung, die Ende Juni im Mediascher Stadtmuseum eröffnet wurde. Dabei ging es um zwei siebenbürgische Künstlerinnen. Beide waren in Böhmen geboren, haben in Siebenbürgen gelebt und waren Freundinnen: Helene Fink und Trude Vandory. „Die Ausstellung soll vor allem als eine Anerkennung und Würdigung von Helene als Künstlerin und ihrer Freundschaft mit Trude dienen“, teilte der Initiator der Ausstellung Ulrich Fink der HZ mit. Die Ausstellung kann bis zum 31. August besichtigt werden.

„Heute tritt die Künstlerin Helene Fink durch diese nahezu umfassende Ausstellung im Museum von Mediasch aus der Anonymität hervor“, unterstrich Museograf Viorel Ștefu. Es sei eine Ausstellung, an der seit einiger Zeit gearbeitet wird. „Durch die freundliche Unterstützung von Herrn Ulrich Fink, mit dem wir diese Zusammenarbeit vor mehr als zwei Jahren begonnen haben, ist es uns gelungen, unsere Museumsammlung um eine äußerst interessante Kategorie von Objekten zu bereichern, u. a. jene Salonmöbel, die der berühmten Künstlerin gehörten“, erklärte Ștefu. „Ich sage ‚berühmt‘, obwohl sie als eine unbekannte siebenbürgische Künstlerin gilt. Es ging um die Initiative von Ulrich Fink, dem jüngsten Sohn von Helene Fink, der sich dazu entschied, Gemälde, Skulpturen und sogar Gegenstände aus dem Nachlass seiner Mutter dem Mediascher Museum zu spenden. Ein Dank galt auch Ștefus Kollegen Diana Macarie und Sergiu Török, die sich um die Veranstaltung gekümmert hatten.

Das Museum besaß übrigens seit längerer Zeit einige Werke der Künstlerin Trude Vandory und so entschied man sich, eine Ausstellung mit Werken beider Künstlerinnen zu organisieren. U. a. war in der Ausstellung auch die Skulptur „Mutter mit Kind“ von Vandory zu sehen. Dieses Werk hat ebenfalls Familie Fink dem Museum gespendet.

„Die Arbeit eines Künstlers ist äußerst anspruchsvoll“, meinte Ștefu. „Der Weg von der ersten Idee bis zu einem fertigen Werk, das in einer Ausstellung gezeigt werden kann, ist ein sehr komplexer Prozess.“

Trude Vandory (geb. Hein) ist am 23. August 1906 in Obersiedlitz bei Aussig an der Elbe in Nordböhmen zur Welt gekommen. Sie verbrachte ihre Kindheit und Jugend in Graz, wo sie nach dem Gymnasium vier Jahre lang die Kunstgewerbeschule, Klasse Bildhauerei unter Prof. Wilhelm Gösser besuchte. Sie heiratete den aus Schäßburg stammenden Arzt Dr. Hans Gustav Vandory und folgte ihm nach Siebenbürgen. Vandory und Fink wurden Freundinnen und tauschten sich oft aus.

Helene Fink (geb. Bukowski) kam 1909 ebenfalls in Böhmen, in Türmitz bei Aussig an der Elbe als einziges Mädchen in einer wohl-

habende Familie zur Welt, wo sie zusammen mit drei Brüdern aufwuchs. Nach der Volks- und Bürgerschule ergaben sich viele Möglichkeiten, darunter die Handelsschule, die Fachschule für Keramik und angewandte Kunsthandwerke, wo sie als Gastschülerin Wahlfächer belegen durfte. Weiterhin nahm sie Privatunterricht in Klavierspiel und Englisch. Sie liebte das Skifahren, Schwimmen und Turnen, aber auch das Wandern - jedoch nie ohne Staffelei und Farben. So entstanden früh Skizzen und Motivvorlieben. Durch den Tod des Vaters 1932 wurde sie gezwungen, ihr Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München zu unterbrechen. 1932 besuchte sie erstmals ihre zukünftige Schwägerin Hermannstadt am Huetplatz und lernte so ihren zukünftigen Ehemann Theodor Paul Fink kennen, ein Klavierstimmer und Hersteller von Musikinstrumenten. Sie verliebte sich nicht nur in ihn, sondern auch in die schöne Stadt Hermannstadt. 1935 heirateten sie in Aussig, doch Hermannstadt wurde ihre zweite Heimat. Die Familie vergrößerte sich um sechs Kinder, von denen eines nach einem Jahr starb. 1945 wurde ihr Mann zur Zwangsarbeit deportiert und kehrte erst 1947 erschöpft und krank zurück.

Um zu „überleben“, schloss sie sich dem Künstler-Syndikat an, zu dem auch Trude Schullerus, Trude Vandory, Hans Hermann und Ferdinand Mazanek gehörten. Das Syndikat versorgte sie mit Lebensmittelkarten für Grundnahrungsmittel. Sieben Jahre lang nahm sie den Sohn eines Nachbarn in ihre Familie auf und 1953 wurde mit Sohn Ulrich die Familie um ein weiteres Mitglied erweitert.

Helene schöpfte Kraft aus der Kunst, wobei die Motive oft aus dem eigenen Garten stammten, aus der Natur und der Umgebung. Zu erwähnen ist, dass sie auch ihre Reisen malerisch dokumentierte mit Hilfe von Staffelei, Pastellkreiden, Aquarellfarben oder nur Skizzenbuch, das sie vor allem in jüngeren Jahren mit sich führte. Ob Gemälde in Öl oder Aquarell, Blumen, wie „die Jungen Herren“ oder „Sonnenblumen“ die ebenfalls in der Ausstellung zu sehen sind, aber auch „Schäßburg“ oder „Kleinschelken“, sowie auch eini-

ge Skulpturen aus ihren jüngeren Jahren laden den Besucher zum Verweilen ein. Was die Wohnzimmer-Einrichtung in der Ausstellung angeht, es ist der einzige Teil ihrer Mitgift, der nach vielen Zwangsverkäufen erhalten blieb.

Wie in der Beschreibung der Ausstellung zu lesen ist, sollen die hier gezeigten Bilder an sie erinnern als eine „Powerfrau, die vor mehr als 100 Jahren geboren wurde und deren künstlerisches Schaffen zu Lebzeiten nur in kleineren Kreisen Anerkennung fand.“ Nach langer Krankheit infolge deren sie ihre geliebten Tätigkeiten in den letzten Jahren nicht mehr durchführen konnte, starb Helene Fink in Hermannstadt 1993 ohne Türmitz jemals wieder gesehen zu haben.

„Ich lernte sie als junges Mädchen kennen und verliebte mich in ihre Werke“, sagte Krista Linger die den Titel der Ausstellung vorgeschlagen und auch den 2023 in der HZ erschienenen Artikel über die Künstlerin „Die Blumen waren ihre Welt“ verfasst hatte. „Das Haus der Familie Fink war gewissermaßen ein Museum. Das Wohnzimmer war mit ihren Werken tapeziert. Sie schöpfte ihre Inspiration aus dem Garten. Sie musste nicht weit gehen - die Quelle ihrer Inspiration lag direkt vor ihrer Tür. Sie unterbrach ihre Arbeit, ließ sich inspirieren und griff dann zum Pinsel, um zu malen.“ Sie habe als Frau sehr strengen Zeit erlebt“. Sie hatte nicht nur zunächst sechs und später sieben Kinder großzuziehen. Sie musste sich auch um ein großes Haus und einen großen Garten kümmern, und ihr Mann war lange Zeit nicht zu Hause“, erzählte Linger. „Deshalb schöpfte sie ihre gesamte Energie aus ihrer künstlerischen Arbeit. So habe ich sie wahrgenommen. Und ich habe sie gekannt. Ich erinnere mich an eine sehr bescheidene Frau, die - so glaube ich - den Pinsel ebenso sehr liebte wie alles, was sie umgab: das Haus, die Kinder. Aber sie legte großen Wert auf die Kunst.“

„Kunst spiegelt die Seele eines jeden Menschen“, sagte der Künstler Romulus Boieru, der ebenfalls dabei war. „Denn in jedem Menschen steckt ein Künstler.“ Er unterstrich u. a., wie wichtig es ist, dass Werte, Kunstwerke nicht verloren gehen und durch Museen gerettet werden. Werner FINK